

den, eigentlich überhaupt keine. Ich hatte immer unter Kreuzschmerzen gelitten und war sehr schnell ermattet von diesem dauernden Druckgefühl im Unterbauch. Das ist natürlich alles vollkommen weg. **COURAGE:** Als Sie die Operation machten, lebten Sie von Ihrem Mann ja schon getrennt. Haben Sie vielleicht von anderen Frauen gehört, ob es Schwierigkeiten mit ihren Männern gab?

FRAU FRIEDMANN: Ja, das habe ich gehört. Sehr viele Frauen haben furchtbare Bedenken, daß ihre Ehe aufgrund so einer Operation in die Brüche gehen könnte. Sie fühlen sich echt minderwertig oder glauben, in den Augen des Mannes praktisch nicht mehr vollwertig als Frau anerkannt zu werden. Es hat sehr vielen Frauen sehr zu schaffen gemacht. Das ist so festgewurzelt in den Frauen, daß sie annehmen, wenn sie so eine Operation machen, nur noch ein halber Mensch zu sein. Das ist vollkommen unsinnig. Man hat überhaupt keinen Grund, wenn es notwendig ist, sich vor solch einer Operation zu drücken oder Angst zu haben, daß irgendetwas sich hinterher ändert oder nicht mehr normal ist. Das ist absolut nicht der Fall.

CHARLOTTE: Also ich hab's noch vor mir. Ich habe dauernd unregelmäßige

Blutungen. Einmal bin ich schon ausgekratzt worden, und wenn es wieder schlimmer wird, dann werde ich wahrscheinlich die Gebärmutter rausnehmen lassen.

Ich nehm's eigentlich ganz lässig. Kinder will ich sowieso nicht mehr haben, und was mein Mann sagt oder nicht sagt, ist mir auch einigermaßen egal. Aber irgendwie irritiert mich die Vorstellung doch, daß dann plötzlich die Vagina eine Sackgasse ist, einfach hinten zu, Ende.

FRAU FRIEDMANN: Aber ob man – ich glaube es sind 200 Gramm – Gebärmutter hat oder nicht, das ist doch so uninteressant für das Zusammenleben mit Partnern. Für die Frau ändert sich überhaupt nichts, aber gar nichts!

CHARLOTTE: Bei mir kann's sowieso nur besser werden. Das mit den Blutungen tut zwar nicht weh, aber es schafft einen ganz schön. Ich fühle mich dauernd schlapp. So wenig Lust auf Liebe wie jetzt hab' ich in meinem ganzen Leben noch nicht gehabt. Ich hab dann immer die Wahl, einigermaßen lustlos mitzumachen, oder die gereizte Stimmung in Kauf zu nehmen, wenn ich mich weigere. Das nervt auch ganz schön und greift auf die ganze Familie über.

Und solche Sprüche wie: „Ich bin auch ganz vorsichtig“ helfen auch nicht viel. Ich bin dann ziemlich verkrampft und hab' doch nur Angst, daß die Blutung, wenn sie endlich mal zum Stehen gekommen ist, nach dem Verkehr wieder einsetzt. Also mir reichen die Schwierigkeiten vor der Operation.

FRAU FRIEDMANN: Die sind ganz sicher erheblich größer, als das, was nachher da kommt. Das ist also entschieden befreiender. Man hat keine Beschwerden mehr, man hat keine Angst mehr, daß wieder irgendetwas passieren könnte. Das fällt hinterher alles vollkommen weg.

CHARLOTTE: Vor allem ist ja nach der Operation ein Ende der Beschwerden abzusehen, jedenfalls wenn der Eingriff einigermaßen glückt. Wenn man längere Zeit krank ist, dann wird das für die Familie bald langweilig, da hört schon gar keiner mehr hin, wenn man sagt, daß man sich schlapp fühlt.

Kurz vor der Auskratzung habe ich meinen Mann mal ziemlich erschreckt, als ich ihm zeigte, was für Blutklumpen da abgingen. Aber die wochenlangen Schmierblutungen jetzt sind ja nicht so dramatisch, davor ekeln sich die andern nur.

*Elisabeth Mühlfriedel
Monika Schmid*

Krebsgesellschaft

Gewiß ist er, dem öffentlichen Rummel um die Frau zum Trotz, beim Mann mehr gefürchtet als bei ihr. Nicht nur kennt sie, wo der Mann noch abstrakt fürchtet und verdrängt, dank ihrer Gebärfunktion bereits den regelmäßigen Gang zum Arzt, der ihr die Möglichkeit eröffnet, sich regelmäßig ihrer Furcht und, dank Früherkennung, auch beizeiten sei es ihres Leidens sei es ihres Lebens zu entledigen. Nicht nur weiß sie, schon zu einem Zeitpunkt, wo der Mann noch selbstvergessen für die Geschichte lebt, dank ihrer krankenkassenmäßig beglaubigten früheren Gefährdung um die systematische Beschränkung dessen, was, in der Zwischenzeit, der Mann an ihrer Stelle produziert – wenn er dann wie aus allen Wol-

ken fällt, hat sie längst resigniert. Nicht nur also weiß sie, daß man mit dem Krebs auch leben kann und muß, sie weiß auch, oder weiß es vielmehr nicht, daß vor allem sie es ist, die mit ihm leben kann und muß, während der Mann noch vorzugsweise an ihm stirbt und für etwas anderes lebt.

Der Unterschied ist nicht gering zu achten, und er kommt nicht von ungefähr. Vordergründig stellt er sich als ein Unterschied, den der Krebs selbst macht, dar, und der stellt sich sogleich als ein geschlechtsspezifischer Unterschied heraus. Offenbar ist Krebs beim Mann nicht dasselbe wie Krebs bei der Frau. Zwar ist jeder Krebs ein Krebs und auch ein Krebsproblem, aber die Frau, die ihre Furcht bezwingt, weiß, daß der Krebs sie nur ins Zentrum ihrer als Geschlechtswesen trifft, während er beim Mann, der diese Furcht verdrängt, unangekündigt, rätselhaft und der Be-

deutung der betroffenen Organe entsprechend tödlich das Zentrum der Person befällt.

Die wachsende Gleichberechtigung der Frau im Krebsbereich und eine entsprechende Regressionsbereitschaft beim Mann lassen zwar erkennen, daß es sich bei der Organwahl durch den Krebs weniger um ein Problem der Geschlechtsbiologie als um ein gesamtgesellschaftliches Problem handelt. Aber diese Erkenntnis bleibt so lange zynisch, wie sie nicht mit einem dem gesamtgesellschaftlichen Anspruch entsprechenden Themenwechsel quittiert wird, weg von der Krankheit und hin zum politischen Konflikt. Bleibt diese Konsequenz aus, ist nicht die halbe Wahrheit, sondern die ganze Unwahrheit das Resultat. Was vorher Männerkrankheit, Frauenleiden war, wird umstandslos zur Krankheit der Gesellschaft. Die Frau aber, die sich den Lungenkrebs erobert, der alte Mann, der, wenn er sonst an nichts mehr denkt, sich auf sein Geschlecht als auf seine Prostata besinnt, repräsentieren keineswegs die kriteriellen Punkte des gesellschaftlichen Unbe-

hagens, sondern sind, wie die Umwelt und der Umweltschutz, nur die Marotten oder Monster einer Gesellschaft, die mit sich im reinen zu bleiben entschlossen ist.

Es ist die Stufe davor, auf der er sich noch an den Geschlechtern differenziert und nicht schon zur bloßen Konsequenz des über die Geschlechtsdifferenz längst hinweggegangenen gesamtgesellschaftlichen Antagonismus herabgesunken ist, wo sich der Krebs als eine lebendige gesellschaftliche Kraft entfaltet. Es ist dies die Stufe der traditionellen und, zumindest im öffentlichen Bewußtsein, herrschenden Organwahl durch den Krebs, bei der, in einer unerhörten Funktionshäufung und so als hätte sie kein anderes Organ, von der Frau wieder nur das Geschlecht beansprucht wird. Der Witz aber ist, daß die Frau, die zum allgemeinen Fortschritt nie etwas anderes beigesteuert hat als ihr Geschlecht, sich gleichwohl restlos, im Sinne der Totaloperation, von ihm trennen kann und gerade aus dieser Möglichkeit der Trennung ihren Lebensmut bezieht. Ob das noch lohnt, was, unter den genannten Auspizien, nach einer solchen Trennung von ihr übrigbleibt, ist nicht etwa eine in ihrem Zynismus besonders abstoßende Überlegung, die den allgemeinen Bemühungen um Aufrichtung der Betroffenen ins Gesicht schlägt, sondern zerrt nur den Zynismus der Öffentlichkeit ans Licht, die in ihrer zum Forschungsprogramm erhobenen Sorge um die Normalisierung des Geschlechtslebens krebsoperierter Frauen den geschlechtsamputierten Frauen die Sorge um ihr Geschlecht als ihren auch weiterhin größten Kummer suggeriert.

Das allgemeine, auf biologische Empirie und verbale Rationalität bedachte gesellschaftliche Interesse an der Emanzipation der Frau reicht nicht aus, es muß die historische Erfahrung nicht nur ihrer ungenügenden Selbstbestimmung, sondern kontinuierlichen gesellschaftlichen und ökonomischen Fremdbestimmtheit hinzukommen, will man wirklich erkennen können, wie es um die Chancen steht, die neuerlich das Krebschicksal der Frau beschert. In nichts nämlich unterscheiden sich diese Chancen, die doch dem Fortschritt der nackten Naturwissenschaft und dem ihn begleitenden Humanismus der Aufklärung entspringen, von denen, die die isolierte, zwangshafte, berufsmäßige Beschäftigung mit dem Geschlecht den Frauen von jeher eingebracht hat. Die partielle Vernunft, die die Frau im Krebsbereich entfaltet, die Ausdrucks-mächtigkeit, die sie, wenn vom Sujet die Rede ist, befällt, die unumschränkte Öffentlichkeit, die ihr zur Verfügung steht, solange es nur um ihren Krebs

und nicht etwa um ihre Tätigkeit geht, beweisen noch immer nicht so sehr, daß die Frau Fortschritte macht, als daß die Frau Fortschritte noch immer auf Kosten ihres Fortschritts macht.

Es ist ja nicht ihr erster. Und wenn sie sich jetzt auch noch auf dem Feld der Krebsvorsorge als die Verständigere erweist, so kann sie diesen Vorzug getrost zu den anderen legen. Sie hat ja ständig Fortschritte gemacht. Sie hat nicht nur ihre Vorzüge ins rechte Licht gerückt und aus der Not eine Tugend gemacht, sondern hat auch Kenntnisse angehäuft und hat es in den sogenannten Liebesdiensten, von der Säuglingspflege über den Haushalt und den Beischlaf bis zur Altersversorgung, selbst zu Hause zu einer gewissen profihaften Attitüde gebracht und hat es dabei doch nicht weiter gebracht. Immer hat sie nur etwas aus sich gemacht. Selbst daß sie ihre häuslichen Fertigkeiten professionalisierte und unter die Bedingungen der gesellschaftlichen Arbeit als Lohnarbeit stellt, hat diese noch nicht von ihrem partiellen und am Gegensatz zum Ganzen der produktiven Arbeit orientierten Charakter befreit. Denn noch nie hat sie von ihren Vorzügen Abstand genommen und das Ganze gefordert.

Noch immer läßt sie es sich abschwatzen mit dem scheinheiligen Argument, daß das Ganze, der unmittelbare Lebenszusammenhang, doch eh ihr Ressort sei. Das ist es auch, und sie bezahlt ihre dürftige Kompetenz für das Ganze mit dem Verzicht auf die Teilnahme an der Spezifikation seiner nach vernünftigen Zwecken. Es ist ein Schlag ins Gesicht jedes ernsthaften Bemühens um die Gleichberechtigung der Frau, wenn der Brustkrebs der Frauen der amerikanischen Präsidenten zur Sensation an sich erklärt wird, während am Blasenkrebs des Senators Humphrey vor allem interessiert, ob er die Kandidatur seines Opfers zu Fall bringt. Freilich bringt der Krebs des Senators Humphrey höchstens den Senator Humphrey, und die auf ihn gesetzt haben, zu Fall, während das illustre Beispiel der Damen Ford und Rockefeller, den neustamentlichen Wundern gleich, zahllose zur Untersuchung trieb und dadurch etlichen das Leben rettete. Also geschieht dem Senator Humphrey recht. Daß aber dem Senator zugestanden wird, daß er etwas hat, was er verliert, während die Frauen der Präsidenten nur das nackte Überleben und das abstrakte „es wird schon alles wieder gut“ propagieren dürfen, ist eine Ungleichheit, die in Generationen nicht beseitigt sein wird.

Noch lange nicht gilt, daß der Geist weht, wo er will. Die Frau, die über ihrem Krebs zum Dichter wird, hat es damit so gut wie schriftlich, daß sie alles

andere und nur kein Dichter ist. Noch die traditionellste Unterscheidung zwischen Ausdruck und Äußerung wischt ihre Qualifikation vom Tisch. Gegen diese Tradition aufzustehen und gegenüber dem männlichen Diktat der qualifizierten Äußerung den weiblichen Anspruch auf unqualifizierten Ausdruck zu behaupten, heißt nur, das als Frau zu behaupten, was von ihr als Frau schon immer behauptet worden ist: Daß ihr Geschlecht nicht etwa dem Geschlecht des Mannes gegenübersteht, daß sie vielmehr der Person des Mannes gegenüber die Seite des Geschlechts vertritt.

Solange die Frau dieses Moment der qualitativen Ungleichheit, das die Beziehungen zwischen ihr und der Männergesellschaft regelt, nicht in Rechnung stellt, wird jeder Fortschritt, den sie unterdessen macht, nicht nur ein Fortschritt, sondern auch ein Schritt weiter in die Ungleichheit hinein sein. Mag sein, daß der schließliche Umschwung ihr gerade auf Grund der inzwischen unter dem Geschlechtszwang akkumulierten Fortschritte besonders eigentümlich und vielversprechend erscheint. Indessen ist eine solche Vorstellung von Befreiung strenger nach dem Muster der unterdrückenden Seite gebaut als jede offene Identifikation mit ihr. Und ob sie die nicht nur in der Konfrontation mit dem Mann, sondern auch in der Konfrontation mit der eigenen Rolle entwickelten Bedürfnisse trifft, steht ebenfalls dahin. Die Frau jedenfalls, die zu Hause sachkundig ihre Brust abtastet und dabei ihre Ängste und zugleich den Haß auf den Mann nährt, den schon der geringste Zweifel an seiner Gesundheit aus dem Sattel hebt, freut sich doch nicht über den Vorsprung in der Lebenserwartung, den sie dank ihres tatkräftigen Einsatzes gewinnt, sondern haßt dabei die ihr von der Allgemeinheit auferlegte stellvertretende und beispielhafte Beschäftigung mit dem Krebs. Und wer beneidet sie schon darum? Noch immer ist der zeitgemäße Heros nicht etwa der Arzt, der in einem spektakulären Akt der Früherkennung seinen Krebs früh erkennt, sondern der vielmehr, der ihn in einer kaum glaublichen Blindheit an sich selbst übersieht, weil er ihn rastlos bei anderen bekämpft. Er entbehrt gewiß nicht der objektiven Ironie. Voll trifft ihn der Vorwurf, der alle trifft, die lieber heroisch als vernünftig zu Werke gehen. Auch daß Helden in der Regel ein schlechtes Zeichen sind, und vielmehr glücklich die Zeiten sind, die keine Helden nötig haben, ist allgemein bekannt und braucht auch nicht verschwiegen zu werden. Daß aber, und zumal für die Frau, die Zeit schon so glücklich wäre, das würde im Ernst wohl keiner behaupten wollen.

Ilse Bindseil